

Fenilleton.

Ein Märchennachmittag.

Von Ernst Vorsh.

Was soll das heißen, ein Märchennachmittag? Tausend Kinder, große und kleine, hübsche und häßliche, reiche und arme, freilich noch immer nur die, deren Eltern sich das Tiergarten-Entree leisten können, drängen sich vor das Affenhhaus oder das Milpferdbecken, um einen Schriftsteller, Journalisten oder Schauspieler, der ihnen von einem Blatt Papier eine viertelstündige Vorlesung hält. Es handelt sich um einen in löblicher Absicht unternommenen Versuch der Stadt Budapest, die die Frequenz ihres Tiergartens erhöhen und den Kindern der Mittelklasse ein Vergnügen bereiten will. Wie die drei bisher veranstalteten Märchennachmittage gezeigt haben, hat die Stadt allen Grund, mit dem Erfolg ihrer Idee zufrieden zu sein, denn die Märchenerzähler haben viele Kinder in den Tiergarten gezogen und haben sie alle gut unterhalten.

Es gehört übrigens nicht sonderlich viel dazu, diese Kinder fünfzehn Minuten lang zu amüsieren. Sie sind so gutwillig, so freundlich, so dankbar; sie sind liebebedürftig und erwidern das Entgegenkommen der Erwachsenen mit rührenden Zeichen der Anhänglichkeit. Wir wären Barbaren, wenn wir unsere Schuldigkeit ihnen gegenüber nicht erfüllen würden. Wohl gibt es Kinder, die den Kindern aus Franz Molnár's Dialogen aufs Haar gleichen; aber deren Eltern haben „Gyerekek“ gelesen. Unter unseren Jungen gibt es viele, die jeden Augenblick aus ihrer Haut fahren möchten: aber nicht eigentlich ihre Haut, vielmehr diese stiefmütterliche Stadt ist es, die sie beengt. Hier sind sie kleine Gottesgeißeln, während sie auf dem Lande nicht einmal Verkehrs Hindernisse wären. Aber ich glaube nicht, daß der böse Bub Szósi das Ideal auch nur eines Budapestener Jungen abgeben

würde, während ich andererseits mit einwandfreier Methode festgestellt habe, daß der kleine Nemeček einer ganzen Anzahl acht- bis zwölfjähriger als unübertreffliches Beispiel ritterlichen Opfermutes vorschreibt. Wenn das Pfadfinderwesen, von dessen unbedingt Nützlichkeit ich vorderhand noch überhaupt nicht überzeugt bin, so schnell Wurzel fassen konnte, so lag es sicherlich an dem Boden, den ihm die „Sungens der Paulstraße“ urbar gemacht haben. Ritterlichkeit steht bei unseren Kindern hoch im Werte, und wer sie kennt, wird ihren feinen Sinn für fair play bewundern müssen.

Setzt sind sie auf engem Raume aneinandergedrückt, die kleinen Nemečeks und allfälligen Szósis, die Großmütigen und die Geriebenern, Lämmel und Knipfe, Brezelverkäufer und Mutterföhnchen. Und da sind auch die Mädchen, viele hübsche Gesichtchen, und auch sie könnte man nach allen den unnatürlichen Gesichtspunkten der Erwachsenen einteilen. Es gibt überraschend viele allerliebste Blondköpfe. Nicht alle Kinder sind mit Begleitern gekommen und es würde auch wenig genützt haben. In die dichte Menge der Zuhörer dürfen Erwachsene nicht hinein, würden sie doch ihren Schülzlingen nur die freie Aussicht verstellen. Aber es geht alles in Ordnung. Die Größeren machen den Kleineren freiwillig Platz, den Kleinsten werden die Bänke vor der vordersten Reihe eingeräumt, alles erträgt musterhaft die kleinen Unbehaglichkeiten, die mit dem Indermengesein nun einmal einhergehen. Die Aufstellung der Kinder könnte freilich noch glatter vor sich gehen, wenn etwa ein verständiger Turnlehrer das Kommando übernehme und wenn die Erwachsenen hie und da ihre Angehörigen nicht doch zu protegierten suchten. Das heißt den Gerechtigkeitsinn der Kinder verletzen. Und man dürfte ihm getrost vertrauen, denn er bewährt sich hier ausgezeichnet und, ausgebildet, könnte er Wunder wirken. Es kommt eben alles darauf an, die Kinder nicht störrisch zu machen.

Sie haben nun Aufstellung genommen und zeigen sich nur ein ganz klein wenig ungeduldig. Der Schau-

spieler Huszár, der ihnen heute erzählen soll, läßt nicht lange auf sich warten, besteigt, das Manuskript seiner Rede in der Hand, die mit einem Löwenfell überzogene Kanzel und wird mit hellem Jubel begrüßt. Woher kennen diese Kinder den wohlbeleibten Künstler des Ungarischen Theaters? Manche sahen ihn schon auf der Bühne. Aber die meisten erinnern sich an seine Erscheinung aus dem Kino und aus den illustrierten Blättern. So beginnt also eine Volkstümlichkeit in Budapest.

Der intelligente und immer unterhaltfame Schauspieler versagt übrigens vor diesem idealen Publikum. Nicht daß man seinen Worten nicht horchen, seine Witze nicht belachen würde. Aber es gelingt ihm keinen Augenblick, die Zuhörer in seinen Bann zu zwingen. Daran ist wohl in erster Reihe der Verfasser des Textes schuld, der den klassischen Fehler begangen hat, vor dem man sich, wenn man für Kinder schreibt, immer hüten mußte. Mit einer falschen, ganz unverdaulichen Naivität ist er zu tief unter das eigene Intelligenzniveau und auch unter die Durchschnittsintelligenz seiner Zuhörer gestiegen, und er hat ihnen so Zumutungen gestellt, die sie verstimmen müssen. Er hat sich die Sache einfach zu leicht gemacht. Das Kind ist ernst und phantasievoll. Es ist nicht ehrlich, seine leicht entflammbare Phantasie in Anspruch zu nehmen, wenn man ihr keinen wirklichen Genuß zu bieten hat. Sie kehrt von ihrem Schweifen unbefriedigt zurück und verschließt sich künftig jedem, denn sie hat den Nachgeschmack der Enttäuschung bewahrt. Wer aber die Jugend haben will, der darf sich ihre Phantasie nimmer verschmerzen. Dem braven Huszár fehlt aber noch eines, das keinem, der auf die Jugend wirken will, entbehrlich ist: ihm fehlt jetzt der Glaube an das, was er spricht oder zumindest an den Sinn dessen, daß er spricht. Die Kinder wittern durch die gezwungene Unmittelbarkeit die Abgebrühtheit und zürnen im stillen darüber, daß man ihnen in dieser Weise kommt, oder aber sie bemitleiden den leichtgläubigen Erwachsenen, der sich aufbinden ließ, was selbst ihnen, den Kindern, zu albern schien.

Und sie hören doch stillschweigend zu und bei jedem guten Satz flackert neue Hoffnung in ihren Augen auf, das Wort „König“ trifft sie in loyaler Verehrungsbereitschaft, das Wort „Nil“ fremdeheitsdurstig und erwartungsvoll, das Wort „Nilpferdchen“ zu humoristischen Erlebnissen wundervoll aufgelegt. Ihr Gemüt ist noch offen, ihre Einfühlungsgabe unbesiegt, ihre Nerven unversehrt. Die Sehnsucht nach dem Märchen lugt allen aus den Augen. Man kennt diese Sehnsucht, aber man befriedigt sie nicht. Man hält zwar ihr Verkümmernlassen nicht mehr für pädagogisch angezeigt, wie es früher, lange Jahrzehnte hindurch der Fall gewesen war; man fügt sich schon der Wucht des Schusses, daß man, um starke Menschen zu bekommen, ihnen eine glückliche Jugend beschaffen muß, also das Märchen, das unsere Jugend zweifellos beglückt, in der Kindererziehung seinen Platz beanspruchen darf: — aber wie soll man sich zum Märchen erzählen stellen?

Selbstverständlichkeiten müssen wiederholt werden. Man erzähle nur Volksmärchen und erzähle sie frei in der Muttersprache. Der ironische Anderen taugt für erwachsene Feinschmecker. „Tausendundeine Nacht“ kann maßlos ergreifen, aber hier stellen sich zumeist wirklich unerwünschte Nebenwirkungen ein. Gibt es Natürlicheres, als aus dem tiefen und lauterem Borne des ungarischen Volksmärchens zu schöpfen? Er ist unerschöpflich. Von weitentfernten Ländern laufen Andern unterirdisch zu ihm, Ost und West speisen seinen hellen Strahl. Alles nimmt er in sich auf und alles gleicht er sich an. Ein siebenbürgisches Dorf macht während dreier Generationen aus einem Grimmschen Hausmärchen ein Märchen von so kernungarischem Gepräge, daß die Folkloristen es dann kaum fertig bringen, die ursprünglich deutschen Bestandteile reinlich auszuscheiden. Die großen indischen Märchen, auf die fast alle übrigen zurückgehen, blicken uns in der ungarischen Fassung so heimisch an, als ob sie den tausendjährigen Weg von dem Ganges zur Spinnstube gar nicht zurückgelegt hätten, als ob sie in dieser Spinn-

stube entstanden wären. Ja, es entstehen noch Volksmärchen, wie auch Volkslieder in unseren Tagen entstehen, und der große Fluß der mündlichen Ueberlieferung ist noch nicht ins Stocken geraten. Unser Volkstum regeneriert sich ununterbrochen aus seinen reichen Reserven und auch seine märchenschaffende Kraft ist noch lange nicht versiegt. Das Stadtkind vom Volksmärchen abschließen, ist das kurzschichtigste, was sich nur denken läßt. Ja, wenn es Stadtmärchen geben würde; doch unsere Stadt ist jung und unser Stadtvolk hat wohl Lieder, aber noch keine Märchen. Es wird sie auch so bald nicht bekommen, denn es hat zwar Dichter, die ihm nach seinem Geschmack dichten, aber „es dichtet“ nicht in ihm und Budapest wird sein Märchen noch lange nicht haben, wenn sich einer mit dem Entschlusse hinsetzen wird, es nun zu schreiben.

Doch es ist gar nicht wahr, daß das Budapester Kind für das ungarische Volksmärchen nicht empfänglich wäre. Wir wären übel daran, wenn dem wirklich so wäre. Das ungarische Volksmärchen schlummert vielmehr in diesen kleinen Budapestern, es müßte in ihnen nur erweckt werden. Die fremden Bonnen und Erzieherinnen können mit ihren heimatlichen Erzählungen niemals so recht an ihr Herz heran. Und während die Kleinen hier im Tiergarten sich müde setzen und artig Dingen zuhören, mit denen versehen zu werden sie ein Recht hätten, während sie das dumme Zwiegespräch des Winzigen mit dem Nilpferdchen vorgetischt bekommen, denken sie vielleicht an die Worte, die ein ungarischer Märchenprinz zu seinem treuen Genossen, dem Wunderpferd „Fakó“ spricht, und an die klugen Antworten, die das Pferd seinem lieben Herrn gibt. Sie haben das Märchen vielleicht einmal von ihrer alten Amme erzählen hören und kein ähnliches ist später zu ihnen gedrungen. Doch sie fühlen sich von den uralten Bildern beglückt und nichts könnte ihnen diese tauschliche Erinnerung ersetzen. Sie würden gern das Zauberreich der ungarischen Märchen wieder aufsuchen, wenn sie nur den weisen Alten fänden, der ihnen, wie einst dem Prinzen der Märchen, Weg und Richtung wies.

Die Viertelstunde ist zu Ende und das lunkrige Märchen von dem Nilpferd ebenfalls. Nach wirklichen Märchen dauert die Spannung noch minutenlang nach Beendigung der Erzählung an, und mit einem tiefen Seufzer nehmen die Hörer wieder den Alltag zur Kenntnis, dem sie für die — immer zu kurze — Dauer der Erzählung entrückt waren. Hier nichts von alledem. Kaum hat Huszár das letzte Wort gesprochen und schon bestürmt ihn eine wilde Schar von Mädchen und Knaben, die um seine Unterschrift betteln. Manche lassen sich gleich ein halbes Duzend Autographen geben, das müssen die Unternehmer sein, die ein ausgebreitetes Tauschgeschäft betreiben mögen. Dann müssen aber die einzelnen Unterschriften auch etwas wie einen Kurzwert haben und es könnte einen reizen, die Tabelle dieser Werte zu Gesicht zu bekommen. Welche Berühmtheit der Stadt zeichnet wohl gegenwärtig bei unseren Jungen am höchsten?

Das Autographensammeln ist eine recht unsympathische Mode. Sie soll mit dem Frauentongress aufgekommen sein, hat wenigstens in jenen Tagen die lästige Form erhalten, in der sie gegenwärtig floriert. Den Kindern fällt eben momentan nichts Besseres ein und snobistische Erwachsene unterstützen sie noch in ihrem tollen Treiben. Solche Märchennachmittage lenken sie wohl ein bißchen ab, bringen sie aber nicht auf andere Gedanken. Die Stadt Budapest hat ihre Pflicht ihrer Kinderschar gegenüber, die hier ohnehin nicht am besten dran ist, erkannt und will ihr das gesunde Vergnügen des Märchenhörens sichern. Die geplante Bibliothek der Hauptstadt soll zum Beispiel einen Kindersaal bekommen und der Entwurf gibt sogar an, daß die Kinder auf niedrigen Schemeln zu Füßen des Erzählenden hocken werden. Das ist alles gut und schön; und wenn man die Hauptsache: das gute Märchen und den guten Märchen erzählt, nicht vergißt, so werden unsere Kinder eine märchentrotze Jugend genießen. Dieses eine wird dann die neue Generation vor dem Geschlechte ihrer Väter sicher voraus haben.